

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 39

Artikel: Zwischen Atlantik und Mittelmeer
Autor: Hohler, Franz / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-509121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Franz Hohler:

Zwischen Atlantik und Mittelmeer

Tunis

In Tunis kenne ich vor allem den Zoll. Einen sous-préfet zum Beispiel, der spitz und gnädig Anweisungen gibt und Tatbestände bestätigt, auch solche, die er nicht zu bestätigen hat, aus bloßem Genuß am Bestätigen. Jeder Zollbeamte läßt sich den Nagel des kleinen Fingers so lang wie möglich wachsen, damit man sieht, daß er nicht mit den Händen arbeiten muß. Mit dem Kopf arbeitet er meistens auch nicht. Jeder hat nur über einen ganz bestimmten Ausschnitt des Abfertigungsprozesses zu verfügen, und so gibt es nur sehr wenige, die ihn ganz überblicken, es ist üblich,

daß jeder nur den vorhergehenden und den nächstfolgenden Schritt kennt. So vergingen Stunden, bis man klar erkannte, daß für mein Frachtgepäck ein dix-huit nötig war. Das ist die Nummer des Formulars für eine admission temporaire, und das besorgte gegenseitige Nicken der Beamten, c'est un dix-huit, mahnte mich an ein Aertztekollegium, das einen schweren Krebs diagnostiziert. Dienstmänner, die sonst nichts zu tun haben, tragen von Zeit zu Zeit Stöße von knisternden Durchschlägen in die Büros, die Kohlenpapiere heißen hier 'Hannibal'. Immer, wenn jemand kommt, hören die Beamten auf zu schwatzen und senken ihren Kopf über ein Buch, in

das sie Zahlen von einem Formular übertragen und erst aufblicken, wenn man sie energisch mit «Pardon, monsieur» anspricht. Dann schauen sie so zerstreut auf, als hätten sie stundenlang nichts anderes gemacht als Zahlen abgeschrieben. Das ganze Frachtgebäude ist auf eine Art schmutzig, wie es nur Neubauten sein können, einige Leisten der Pavatexdecke sind gebrochen, ein Modell einer Caravelle der Tunis Air ist in der Mitte mit Scotch-Lite zusammengeklebt, und die einzelnen Büros sind einfach aufgestellte Holzwände, die nicht bis zur Decke reichen, so daß man vom Gang aus immer hört, was drinnen gesprochen wird und sich die Beamten während der Arbeit Fragen zurufen können. Das geschieht sehr häufig, zumal keiner richtig Bescheid weiß, und wenn man in den Korridor des Frachtgebäudes hineintritt, haben diese barschen arabischen Sätze, die dauernd hin und her fliegen, etwas Beängstigendes. Sehr viel später merkt man allerdings, daß die Angst bei den Beamten sitzt, die Angst, sie könnten irgend etwas tun, das nicht den Vorschriften entspricht. Die Vorschriften sind in einem großen, außerordentlich hochformatigen Buch zusammengefaßt, auf arabisch übrigens, was einem irgendwie sinnlos vorkommt. Bei größeren Problemen werden mehrere Beamte zusammengerufen, z. B. bei der Frage, wie man Stempelmarken aufkleben soll, die größer sind als das für sie vorgedruckte Kästchen. Stellt es sich heraus, daß man zuviel Marken bezahlt hat, darf man die überflüssigen nicht einfach wegwerfen, sondern muß sie am Stempelmarkenschalter zurückgeben und ein Rückerstattungsgesuch für das zuviel ausgegebene Geld ausfüllen. Ein Beamter, der meine in drei Exemplaren vorliegende und von der Deutschen Zollschaft machtvoll abgestempelte Zollliste durchlas, fragte mich fast flehend, ob Fagott nicht auch ein Saiteninstrument sei. Da ich die Notwendigkeit einsah, daß er meine Instrumente als Nr. 9092 taxieren mußte, gestand ich ihm dies ohne weiteres zu. Das ganze Verfahren spielt sich sowieso nur auf dem Papier ab, auf Durchschlägen mit blaßroter Schrift und blaßblauen Stempeln, die als dünner Abschein des wirklichen Gepäcks durch die Büroräume geistern und jeden Moment in Gefahr sind, gänzlich zu erlöschen. Die Gepäckstücke selbst begehrt kein Mensch zu sehen, das wäre, wie wenn man von einem Finanzmann verlangte, er solle die Fabrik besichtigen, von der er Aktien besitzt.

Der Zoll baut eine neue Welt auf zwischen uns und den Dingen, eine Welt, in der sich niemand richtig auskennt, auch die nicht, die sie gemacht haben, eine Welt, in der das Axiom von der Identität eines Dings mit sich selbst aufgehoben ist. Man ist froh, da herauszukommen, jedenfalls war ich er-

leichtert, als ich nach mehr als 24 Stunden endlich sah, wie mein bißchen Gepäck konkret und dinglich in einer Ecke der Frachthalle stand, und als mir der Dienstmann die Instrumente Stück für Stück in die Hand gab und mir dabei freundlich sagte «Attention, c'est fragile!», beschlich mich eine Art Rührung.

Fátima

Diese Ortschaft liegt in Portugal, und das Wichtigste an ihr ist ein Baum. Unter diesem Baum, ich glaube, es ist eine Eiche, ist im Jahre 1917 die Jungfrau Maria drei Hirtenkindern erschienen, und zwar am 13. Mai und an jedem Dreizehnten der folgenden Monate bis und mit September.

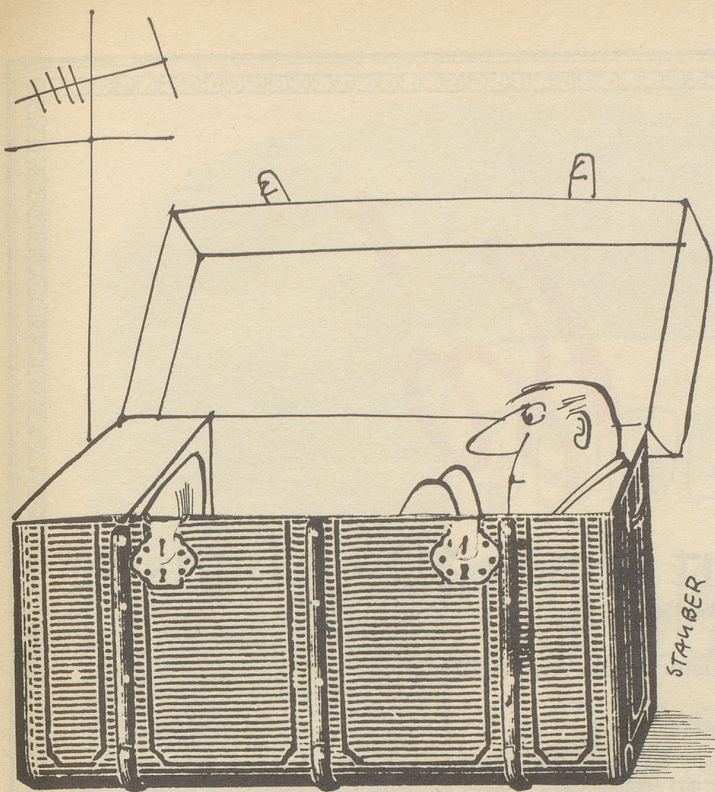
Eines dieser Hirtenkinder lebt noch, es ist etwa sechzig Jahre alt, heißt Schwester Lucia und ist an allen Souvenirkiosken auf einer Postkarte erhältlich, auf der sie Papst Paul VI. mit stumpfem Lächeln die Hand reicht.

Der Baum, unter dem die Erscheinung stattfand, ist heute eingefriedet und steht auf einem riesigen asphaltierten Vorplatz zu einer Kathedrale, die es jedem Stilgeschmack recht machen will und deshalb keinen Stil hat. Der Vorplatz gilt bereits als heiliger Bezirk und darf nur in anständiger Kleidung betreten werden. Meine Frau zum Beispiel wurde nicht hineingelassen, da sie Manchesterhosen trug. Als ich den Wärter auf eine Dame hinwies, die in einem Hosendreß quer über das heilige Areal streifte, sagte er: «Mais ça, c'est gabardine.» Seither weiß ich, daß Manchester ein unanständiger Stoff ist.

Fast ebenso groß wie das heilige Gelände ist das Souvenirgelände. Freundlich lauern die Devotionalhändler in ihren Ständen, hinter Tonnen von Rosenkränzen, Kupferstatuetten und Weihwasserbecken, und hinter jedem leuchtet wie eine Hausorgel eine Reihe weißer Kerzen. Ich nehme an, daß auch hier die gesegneten das Doppelte kosten. Man hört, daß die paar Dutzend Hotels schon Monate zum voraus ausgebucht seien. An der Tür des Hotels «Casa Verbo Divino» hängt eine Tafel «On parle français». Der liebe Gott spricht also nicht nur portugiesisch.

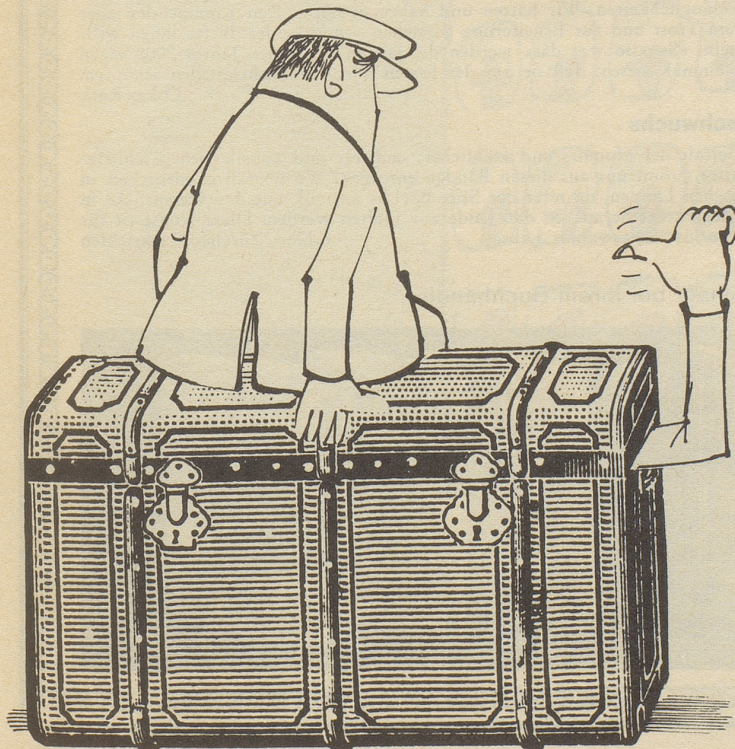
Wenn man mit dem Auto anfangs Mai von Coimbra nach Porto fährt, fallen einem Scharen von Frauen und Männern auf, die auf der rechten Straßenseite in Grüppchen, Gruppen und Zügen Richtung Fátima wandern. Alle paar Kilometer sind Sanitätsstationen eingerichtet, wo man Leute sieht, die Fersen salben, Krampfadern einbinden und Blasen pflegen. Viele machen den ganzen Weg barfuß, eine Woche hin und eine Woche zurück.

In Fátima beten die Leute für ihre



Söhne, Brüder und Bräutigame, die in Angola und Moçambique im Krieg sind. Es hat schon seinen Grund, wenn man für sie betet, denn jeden Tag kann man in den Zeitungen Todesanzeigen von Soldaten lesen, die in Afrika ums Leben gekommen sind. 40 Prozent der Leute können zwar die Todesanzeigen nicht lesen, weil sie Analphabeten sind. Damit dies ein Ende nimmt, hat Präsident Salazar die obligatorische Schulpflicht eingeführt. Sie beträgt vier Jahre, an manchen Orten drei. Das genügt, um eine Todesanzeige zu lesen. Der Weg zur Weiterbildung steht jedem offen, dessen Vater genug Geld hat. Damit die Gläubigen wirklich nach

Fátima und nicht etwa nach Lissabon marschieren, hat Salazar eine Geheimpolizei herangezogen und ihr das Recht gegeben, jeden Verdächtigen zu verhaften und sechs Monate lang ohne Verfahren festzuhalten. Ihre Untersuchungsgefängnisse sind eine Art Wechselstuben, in denen man eine oppositionelle Gesinnung in eine mehrjährige Zuchthausstrafe umtauschen kann. Die Zahl der Studentenunruhen ist deshalb in Portugal erfreulich niedrig. Kein Wunder, daß das Volk voller Dankbarkeit gegenüber seinem Landesvater ist. Als Salazar letztes Jahr im Sterben lag, rief die katholische Kirche zu großen Gottesdiensten in



Fátima auf, in denen man für sein Leben betete. Und siehe, die Gebete wurden erhört, Salazar ist nicht gestorben und lebt heute noch.

Vielleicht spricht der liebe Gott doch portugiesisch?

Formentera

Diese Insel, liest man, habe noch ihren ganzen ursprünglichen Charme bewahrt, lauter Fischer, nur ein Hotel, keine Elektrizität, eine einzige Straße...

Dann fährt man hin und wird schon etwas mißtrauisch bei den langen Menschenschlangen vor den Schiffahrtsschaltern in Barcelona. Es wird sich verteilen, denkt man, es gibt ja schließlich noch andere Inseln, dieses blöde Mallorca zum Beispiel, und später am Quai blickt man eifersüchtig auf jeden, der auch noch auf das Schiff nach Ibiza wartet. Wo kommen denn plötzlich diese vielen Gammler her – ja wußten Sie denn nicht, daß Formentera ein berühmter Gammlertreffpunkt ist, da feiern sie ihre Orgien im Sommer – ach so... man schaut sie an, sind ja im Grunde ganz liebe Kerle, gaaanz liebe Kerle, schau da, auch ein Schweizer Ehepaar, wie nett, gehen Sie nach Ibiza? Das Ehepaar zwinkert sich verschwörerisch zu und rückt dann mit dem großen Trumpf heraus: nach Formentera. Man spricht mit niemandem mehr, aus Angst, er könnte auch nach Formentera gehen. In Ibiza sucht man das Fährboot nach Formentera, vor der Tafel stehen schon Türme von Koffern, man knickt zusammen und stellt den eignen drauf wie einen Stein auf das Grab, in dem das Inselglück ruht. Das Boot, das man sich als morschen Fischerkahn vorgestellt hat, ist eine blitzblanke Schnelljacht, und dann kommt man an, das Hotel ist tatsächlich am Meer, es ist Nacht und regnet, und das Zimmermädchen sagt mit einer großen Geste: Mañana – sol!

Mañana regnet es immer noch, man riskiert einen unentwegten Spaziergang durch die Dünen, ein Deutscher, unter einer Baskenmütze verkappt, weist uns auf einen Schildkrötenpanzer hin, die hamse letzte Woche jefangen, hohoho, eine Tafel zeigt chez Gerdi, Deutsches Haus, mit der Aufschrift «Jeden Freitag Reibekuchen am Herd» und dem vielversprechenden Zusatz «Hier kocht Mami selbst!» Weiter hinten locken Hotelneubauten aus Fertigbeton zum Einkehren. Dann lernt man die Gäste im Hotel kennen, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, einen strahlenden Engländer. Wenn man mit andern Ferienmachenden spricht, spricht man meistens darüber, wo man auch noch Ferien machen kann.

Es gibt nichts zu besichtigen auf der Insel, zum Glück, sagt man lachend und schreibt es auch auf

Postkarten, man entdeckt plötzlich sein Interesse an Fauna und Flora, das vielgestaltige Klippenleben zum Beispiel, diese kleinen Krabben, die mit einem verschmizten Sparbüchsen gesicht seitwärts gehen, manchmal werden Quallen an Land gespült und man kann mit leichtem Ekel zusehen, wie sie vertrocknen, dann die Dünen, giftgrüne Eidechsen flitzen in die Büsche, schwarze Käfer krabbeln ihres Weges, dann Ameisenstraßen, kleine gelbe Blümchen, die unheimlich nach Curry duften, Koriander, sagt der strahlende Engländer strahlend, weiter innen Feigenbäume, deren Arme mit Stangen gestützt werden und die jeder für sich einen kleinen Hain bilden, dann geht man ins Wasser, holt sich einen Sonnenbrand, erkundigt sich nach einer Weile, ob es nicht doch etwas zu besichtigen gebe, mietet Velos, steht in einer trostlosen Kirche herum, die Krabben gehen immer noch seitwärts, es hat einige Salinen, man versucht sich für Salzgewinnung zu interessieren, ein deutscher Mitgast weiß alles genau, das Interesse sinkt, man lebt hier ganz ohne Zeit, sagt eine Wuppertalerin verträumt, die Einheimischen lernt man nur im Laden kennen, sie wollen deutsch sprechen, heimlich hält man ständig nach Fischern Ausschau, mit denen man einige ursprüngliche Worte wechseln könnte.

Jeden Tag um 13 Uhr kommt ein großes Schiff von Ibiza, der Tagesausflug nach Formentera, vier Automobile nehmen die Ausflügler auf, die sich schwitzend ans andere Ende der Insel fahren lassen, denn vom andern Ende der Insel sieht man das Ende der Insel, an dem man angekommen ist, dann fährt man zurück, ißt in einem typischen Restaurant etwas Typisches und fährt nach Ibiza zurück. Wer hier bleibt, glaubt mehr von der Insel zu haben, diese Touristen, sagt er kopfschüttelnd und versenkt sich wieder in den Anblick des Meeres, dieser unendlichen blauen Fläche, und wenn sie vierzehn Tage lang blau und unendlich geblieben ist und der Engländer immer noch strahlt und die Krabben immer noch seitwärts gehen und die Einheimischen immer noch deutsch reden wollen, dann ist es Zeit geworden, plötzlich packt man die Koffer sehr eilig und drängt auf eine möglichst rasche Heimkehr. Das Paradies hat man wieder nicht gefunden, und die Ferien haben ihre Wirkung getan, man fühlt sich zu Hause wieder zu Hause.

